

Leseprobe 1

Die Unmöglichkeit, einen Liebesroman zu schreiben
Daniel A. Gottschald

II. Der politische Frieden

Leila Thun ist, noch den Honig im Mundwinkel und Kaffee auf der Bluse, bald an die Arbeit gefahren; in Kassel arbeitet die hagere Frau von spröder Schönheit und großem Wagemut als Sozialarbeiterin und kümmert sich um Jugendliche, die dort auf der Straße leben, stehlen, Drogen nehmen und sich prostituieren. Das Haus Thun liegt alsdann in völliger Stille da: Von den Zwillingmädchen – beide haben sich auf ihre Zimmer zurückgezogen – ist das eine stumm von Geburt an, das andere nur sehr schweigsam. Und Leila Thuns Bruder, Claude-Konrad Béim, sitzt am Küchenfenster in der standhaften Morgensonne und wirft rasche Notizen auf einen Notizblock; ein essayistischer Romancier ist der Onkel, welcher Geistesblitze sammelt und Bonmots entwirft, bis sie sich aneinandergereiht zu einem Roman verkettet lassen. Der Onkel weiß, daß die absolut ruhende Handlung einer Erzählung ihre umso feinere, weisere, kunstvollere und tiefsinnigere Ausgestaltung ermöglicht – so leise er schreibt, so ein großer Schwätzer und Schwadronierer ist er im Gespräch; zwischen mündlichem und schriftlichem Ausdruck hat er laut und leise präzise aufgeteilt. Der Romancier lebt im Wald, besitzt drei Esel; und wenn er, wie jetzt gerade, auf einem wackligen Stühlchen sitzt und Bonmots und Ideen skizziert, so ist ihm das Schreiben seiner Bücher ein lautloser biologischer Prozeß, den er „Bonmose“ nennt.

Das stumme Mädchen hat sein Zimmer im ersten Stock nahe beim Bad, sitzt am Schreibtisch, und die bunten Rücken der verschiedensten Bücher sind zur Wand hin aufgestellt – Gedichtbände und Surfer-Bücher, Shakespeare, Nietzsche und Hemingway, Sachbücher über Pinguine, Roboter und die Melancholie, Essays, architektonische Lexika, Reiseführer; die Bücher sind wie ein abenteuerliches Gemäuer an die Wand gelehnt, stehend, liegend, bilden Fächer und Hohlräume, in denen der Panzer eines Krebses liegt oder ein Zigarrenschneider, Bücher sind als Brücken, Plattformen oder Hebel in das bunte Gerüst eingefügt; und sitzt das Mädchen beim Fenster am Schreibtisch, gedankenverloren vor dem Gefüge der Buchrücken, so möchte man meinen, dies wäre eine besondere Maschine, die nicht bedienen noch verstehen kann, wer nicht das stumme Mädchen ist: Sie drückt die Taste „Hamlet“ in die Höhlung hinein, und ein Drama ereignet sich, und sie dreht die Schraube „Jandl. Letzte Gedichte“ zur Hälfte herum und verwirrt ein paar Leuten die Gedankenzüge, oder sie legt den Hebel „Bundesgartenschau 2005“ um, damit noch Blumen sonst wo wachsen.

Das Zimmer der Schwester liegt ebenerdig zum Garten und zum Wald hinaus; und es herrscht Chaos darin, und Dinge liegen umher wie abgenagte Knochen in der Höhle eines Raubtiers. Sie sitzt zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter am offenen Fenster, wenn es dunkel wird, und schaut in die Nacht; nun liegt sie auf ihrem Bett und blickt von dort aus in den Himmel hinauf, sieht den Wolken nach: Der Himmel muß die Grenze zwischen Sichtbarem und Erkenntnis sein, denn er ist, von hier aus betrachtet, doch wirklich eine himmlische Sphäre, wo Weiß und Blau lebendige Landschaften bilden, darinnen es sich wunderbar wandern ließe – ist aber, wenn man hinaufsteigt, nur kalte Luft, die immer eisiger und bald schwarzer Weltraum wird; und man hat den Himmel schon durchschritten, bevor man ihn noch betreten hätte. Des Mädchens Augen sind blau wie der Sturmhimmel, tief wie das Weltall die Pupillen.

Die Sozialarbeiterin Leila Béim heiratete vor 19 Jahren den Landstreicher September Silvester Silberstreif Thun auf einem stillgelegten Bahngleis, wo ihnen die Vögel ihre Hochzeitslieder sangen; und als Leila Thun ihrem Mann bald sagte, daß sie schwanger sei, da lächelte dieser glücklich, stieg auf einen Güterwaggon und kam niemals wieder. Am 6. Oktober desselben Jahres brachte Leila Thun ein Paar zweieiiger Zwillingstöchter zur Welt und nannte die eine „Herbst“, die andere „Regen“. Die stumme Regen ist schön wie die schillernden Figuren, die man im Vorhang eines Wasserfalls zu erkennen meinen kann, wenn die Sonne schräg darauf scheint.

Es ist etwas Männliches, ein leiser Zug von Ares in Herbstens kriegerisch-ernstem, in ihrem ebenen, in ihrem perfekten und wunderschönen Gesicht mit schmalen Augen von der Bläue eines gewittrigen Himmels, mit einer Nase, kraftvoll gemeißelt, mit einer schnupfenroten Nasenspitze, mit einer vollen, sinnlichen Unterlippe und einer Oberlippe, etwas schmaler, als das zarte Dach eines trotzigen Häuschens, mit langem, braunen Haar, das ist, als ginge ein wehender Mantel durch milde Nachmittagssonne – sie ist ein Mädchen, dem man mit schmachtendem Verlangen erliegt, umso mehr, je länger man den Spiegel jener gewitterblauen Blicke in den eigenen ersehnt, ein Mädchen, das man anhimmelt, das ist wie eine kostbare Begebenheit und ihr Anblick, als fiel einem ein Stern in den Schoß, ein Mädchen indes, das nicht behütet werden kann, dessen Gesicht man nicht an der eigenen Brust zu bergen wagt.

Herbst kann die Finger dicht vor die Lippen eines jungen Mannes halten, und in einem Augenblick gerät er in einen unumkehrbaren Zustand, als läge sein Leben schon hinter ihm, fühlt sich müde, alt und kraftlos, friert und wünscht nichts mehr, als sich in die Einsamkeit einer warmen, behaglichen Stube zurückzuziehen. So hat kein junger Mann Herbst je angerührt, und wer sie begierlich ansieht, der wendet sich, kaum daß er ihr nahe kommt, mit Grauen wieder ab. Den alten Männern aber, die sie anstarren, denen gibt sie mit einem raschen Blick aus den Augenwinkeln die Erkenntnis ihres körperlichen Verfalls, so daß sie sich selber mit den Augen der unbarmherzigen Natur sehen, für die sie nichts sind als abgeerntete Getreidefelder fauler, fleckiger und pilzbewachsener Stoppeln, und sie entsetzen sich. Darum ist Herbst niemals Opfer lüsterner Blicke alter Männer. Und geriete sie einmal in eine Notlage, daß sie einer vergewaltigen oder verletzen wollte, so müßte sie ihn nur für einen Moment durchdringend ansehen, und der Angreifer verwelkte wie ein Blatt in Windeseile an Körper und Geist, nach wenigen Sekunden wäre er nichts mehr als ein gebrochenes Halmchen, ein dürres Gerüst ohne Willen und Verstand, das stammelnd den Weg nicht mehr nach Hause schaffte. Darum ist Herbst unbezwingbar, darum auch unberührt. Herbst ist keine kühle Schönheit, sie ist warm, rot und braun und milde strahlend wie die gelben Birkenblätter, wie das späte Licht; ihre Augen sind nicht blau wie Stahl, sondern blau wie ein Sturmhimmel, tiefblau, nicht graublau. Wenn sie geht, folgt ihr langes Haar wie ein wirbelnder Wind ihrem Schritt und reißt braune Blätter aus der Luft, die sich in den Haarspitzen verfangen, auch wenn es Frühling oder Sommer ist. Mit dem Gang ihrer Blicke kann sie Bibliotheken entblättern oder Autos von der Fahrbahn reißen, sie könnte die Dächer von den Häusern nehmen und Ziegeln wie Vögel durch die Luft fliegen lassen und alle Menschen von der Straße jagen, sie kann die stolzesten Herrschaften lächerlich machen und sie strampeln lassen wie Käfer, wenn sie nach ihren Hüten hechten, ins Stolpern geraten oder mit umgeknickten Schirmen kämpfen. Im Dunkeln pflegt sie, langes Zwiegespräch mit der Nacht zu halten, und die Nacht wird kälter, wenn sie mit ihr spricht.

Alle schönen Menschen sind traurig; die Traurigkeit der einsamen Herbst aber ist mehr ein ästhetischer Wert und ihre perfekte Schönheit ein grimmiger Gemütszustand, dem zu begegnen allein einem Helden und Drachenbezwinger gelingen könnte. Und die stumme Regen, so eine leise, so eine zurückhaltende und zarte Erscheinung sie ist, ist doch gar nicht schüchtern, wie es verhärmte Mädchen sind, sondern sie ist das Gegenteil von Verhärmtheit, nämlich von absolutem Auftreten: eine, welche alle Menschen durch ihre Gegenwart beinahe friedlich *zuschließt* und in sich gekehrt sein läßt. Die zurückgezogene Regen braucht keine Gesellschaft zu scheuen, denn wohin sie geht, da werden alle Menschen zurückgezogen.